

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Farah, Nuruddin
Vater Mensch

Roman

Aus dem Englischen von Klaus Pempel

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4177
978-3-518-46177-8

suhrkamp taschenbuch 4177

Deeriye ist ein Held des somalischen Widerstands, der während der italienischen Kolonialherrschaft viele Jahre im Gefängnis verbringen musste. Inzwischen ist er alt und krank und lebt zurückgezogen im Haus seines Sohnes Mursal, eines Juraprofessors. Mursal wird zur treibenden Kraft einer kleinen oppositionellen Gruppe im Untergrund. Aber als die Aktionen der Verschwörer scheitern und Mursal getötet wird, entschließt sich Deeriye, der sein Leben lang Gewalt verabscheut hat, die Gerechtigkeit in die eigenen Hände zu nehmen. Er riskiert ein verzweifertes Attentat auf den General.

Nuruddin Farah, 1945 in Somalia geboren, lebt seit 1975 im Exil. Er war Hochschullehrer in Nigeria, Gambia, Sudan und Uganda. Seine Kurzgeschichten, Drehbücher und Romane wurden in mehr als 17 Sprachen übersetzt. Im Suhrkamp Verlag sind bisher von ihm erschienen: *Geheimnisse* (st 3275), *Wie eine nackte Nadel* (st 3298), *Yesterday, Tomorrow* (es 2320), *Maps* (st 3630), *Links* (st 3939), *Bruder Zwilling* (st 4175), *Tochter Frau* (st 4176).

Nuruddin Farah
Vater Mensch

Roman

Aus dem Englischen von
Klaus Pemsel

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1983 unter dem Titel
Close Sesame
bei Allison and Busby Ltd. und 1984 bei Heinemann
Educational Books Ltd.
© 1983, 1992 by Nuruddin Farah

Umschlagfoto: © David Turnley/Corbis

suhrkamp taschenbuch 4177
Erste Auflage dieser Ausgabe 2010
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Berlin 2010
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46177-8

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Vater Mensch

*Allen Märtyrern Afrikas und
meinem geliebten Sohn Koschin*

Teil eins

*Die Erinnerung kehrt nicht zurück
Wie die Erfahrung, eher wie die Imagination
Wie wäre es gewesen, wenn, wie muss es sein*

Patricia Beer

*Vor dem Einschlafen sollte man sagen: »Ich habe viele
Leben gelebt. Ich bin Sklave und Prinz gewesen. Manch
eine geliebte Person hat auf meinen Knien gesessen,
und ich habe auf den Knien manch einer geliebten
Person gesessen.«*

W. B. Yeats (zitiert von Anne Sexton)

1 *Eine Tür in der Dunkelheit*

Er war früher auf als gewöhnlich. Er hatte kaum eine Stunde geschlafen, als er Hände, nicht größer als die eines Kindes, an dem Laken spürte, das er über sich gelegt hatte. Er dachte, er kenne diese Hände: klein, stark, entschlossen – und auch schön. Er hatte etwas sagen wollen, als er sich aufsetzte, ein Wort des Willkommens, etwas Freundliches, eine hingeworfene Bemerkung etwa über die Fingernägel, die so lang wie die eines Toten seien, etwas zur Begrüßung (die Person und er waren sich fast ein Jahr nicht mehr begegnet). Doch als er die Augen aufschlug, war niemand im Zimmer. Da er nun schon einmal wach war, hatte er das Gefühl, es sei sinnlos, wieder einzuschlafen, obwohl er die Augen erst vor knapp einer Stunde geschlossen hatte.

Seine Uhr ermahnte ihn, dass es Zeit war, ein oder zwei kurze Gebete zu sprechen. Ein Gebet führte zum nächsten. Er warf sich nieder, einmal, zweimal, dreimal. »O Herr, groß bist du zweifellos, der Größte, Gnädigste und Mitfühlendste; heiße uns willkommen, o Herr, gewähre uns Einlass in Dein Reich, in dem Du weilst, gestatte uns, Dein Haus in Ruhe und Frieden zu betreten. Denn Du bist eine Feier, und wir sind mit jedem Atem, den wir erhalten oder ausstoßen, bloße Kundgebungen Deiner Existenz. Und Du bist unser engster Nachbar, unser Beschützer. Du sorgst für unsere Bedürfnisse und Du bist unser Bedürfnis, unser größtes Bedürfnis; Du bist der Führer unserer schwankenden Gesichte, der Honigführer unserer Träume.« Und in innerem Frieden und geistigem Einklang mit göttlichen Geheimnissen ließ er die Gebetsperlen durch die Finger gleiten.

Er blieb allerdings im Bett, machte es sich mit einem Kissenpols-

ter im Rücken halbwegs bequem. Eine Viertelstunde später hörte er den Ruf des Muezzins und beantwortete ihn mit einer Reihe von *allahu-akbars* und *alhamdulillahs*. Steif geworden, raffte er sich langsam zusammen, als wäre er ein Sammelsurium lose verstreuter, durch die Jahre auseinander genommener Gelenke, und erst das wundersame Murmeln eines kurzen Gebets gab ihm das Gefühl, wieder zusammengefügt zu werden, ein schmerzendes Gelenk ins andere geschraubt, ein spröder Knochen in den anderen eingepasst. Er erhob sich und stattete weiteren Dank an Ihn ab, der ihn vor etwa neunundsechzig Jahren aus Blutklumpen geschaffen hatte. Er suchte und fand schließlich auch, wonach seine Füße tasteten, seine Sandalen. Er bückte sich tief und murmelte dabei eine Reihe heilsamer Sprüche, aus dankbarer Lunge gehaucht und für die Ohren seines Schöpfers bestimmt.

Die Zehen in den Sandalen, der Rücken gerade, das Ziel klar, ging er in Richtung Toilette, die auf demselben Stock lag. Er sagte *acuuda-billahi* beim Betreten des Ortes, den er für den Aufenthaltsort Satans hielt, und als er nach Verrichtung seiner Waschungen heraustrat, sagte er *alhamdulillah*. Darauf ein weiteres Gebet; diesmal warf er sich nur zweimal nieder – die morgendlichen *Salaatus subx!* Wiederum die Gebetsperlen. Eine Litanei Koranverse. Als er die neunundneunzig Namen Allahs aufzählte und wiederholte, als er die vielen Male multiplizierte und subtrahierte, zu denen er sie aufgesagt hatte, erkannte er, dass die Welt allmählich erwachte. Er spähte mit noch verklebten Augen, die Ohren gespitzt, in das Grau draußen, denn er dachte, er höre Khaliif rufen und flüchtige Geräusche. Von seinem Platz aus konnte er Cigaals Haus sehen, Cigaal, den er immer als einen »unnachbarlichen Nachbarn« bezeichnete.

Noch mehr Gebetsperlen. Er beschloss, jetzt nicht daran zu denken, dass es Nachbarn gab und so Irdisches wie Verrat und Verschwörung, an einen Verräter gezahlte Unsummen an Almosen, an Schweigegeldern, an kleine Halunken und gottlose Familien. Genauso wenig würde er sich mit seinem guten Freund Rooble und mit Elmi-Tiir beschäftigen; mit seiner Frau, die er liebte, bis der Tod sie schied; mit seiner Tochter Zeinab und ihren zwei reizenden Kindern; mit seinem Sohn Mursal, dessen Frau Natasha und ihrem

wunderbaren Sohn Samawade; mit Waris; mit Mahad, Roobles Neffen, und Yakuub, Roobles Sohn. Er entschied, nicht an einen Wahnsinnigen zu denken, der nicht verrückt war, auch nicht an geistig zurechnungsfähige Leute, die auf die eine oder andere Art verrückt waren; er würde auch nicht an öffentliche Rechtsprechung denken, an Rache und ob diese eine Privatangelegenheit oder von öffentlichem Belang sei. Er würde sich in Gott versenken, in Gebete, in den göttlichen Willen, der eine Hand nach ihm ausstreckte, wann immer er sich gemein und unmenschlich fühlte, in die Vision und Kraft, die es ihm ermöglichten, den Feind in ihm zu erkennen, und die ihm halfen, ihn loszuwerden.

Und so betete er: »O Allah, Du Gerechter, gib uns wahren Frieden, segne uns mit der inneren Gelassenheit, die Du bist, lass uns den Feind in uns gewahr werden, erlöse uns, hilf uns, o Allah, vom erhöhten Sockel der Selbstsucht herabzusteigen, hilf uns, so weit zu kommen, dass wir uns mit dem zufrieden geben, was wir haben und wer wir sind: schwach und hilflos ohne Deine Leitung. Das Meer spuckt aus, was es nicht versenken kann, würgt den Abfall hoch, für den es keinen Platz hat. Hilf uns, o Allah, hilf uns, Frieden mit uns selbst, mit unseren Freunden, mit unseren Familien und mit unseren Nachbarn zu schaffen.«

Er streckte die Hände aus, rieb sie, hielt sie näher ans Gesicht, spuckte einen speichellosen Atemstoß hinein und reinigte (während Zeige- und Mittelfinger noch die Gebetsperlen griffen) sein Gesicht mit den trockenen, aber gesegneten Handflächen. Dann sagte er murmelnd eine *fatiha*. Als das getan war und ein ehrfürchtiger Ausdruck in seinem Gesicht lag, erhob er sich schweigend, ehrerbietig, ergriff den Gebetsteppich an einem Zipfel und hängte ihn an den Nagel in der Wand über seinem Bett. Er stellte sich an eines der Fenster. Kurze Zeit später zog er sich einen Stuhl heran und setzte sich darauf, die Beine einmal von der einen, dann wieder von der anderen Seite überschlagend.

Er sah zu, wie das metallische Grau der Morgendämmerung sich anschickte, im Morgenstaub aufzugehen. Das Lächeln auf seinen Lippen wurde ein wenig verkniffen: Anscheinend hatte er Angst vor einem bevorstehenden Anfall, vor den Beschwerden, die er so hasste. Sein Asthmaleiden hatte es erforderlich gemacht, in

dieses Haus umzusiedeln, das mit den modernsten Kommunikationsmitteln ausgerüstet war: einem Telefon, mit dem er einen Arzt oder jemanden mit einem Auto anrufen konnte, wenn ein gefährlicher Anfall kam, während Mursal und Natasha beide nicht zu Hause waren. Als seine Frau noch lebte, besaß die Familie ein Haus, in das alle möglichen Besucher kommen konnten, Leute, deren hauptsächlicher und einziger Anspruch, sein Gast zu sein, darin bestand, dass sie zum selben Clan wie er gehörten – Männer und Frauen, die in ihm den Sultan des Clans sahen. Als sie starb und seine Anfälle häufiger wurden, kam er in die Wohnung seiner Tochter. Sein Haus wurde trotz seiner Einwände zum Verkauf angeboten. »Jetzt bin ich ein alter Mann«, sagte er zu seinem guten Freund Rooble, »ein alter Mann wie du, abhängig von den Launen meiner Nachkommen.«

Deeriye war nicht unglücklich. Doch er sprach oft von seiner Abhängigkeit, von seinem Zögern, Freunde einzuladen. Es war nicht so, dass seine Tochter Zeinab etwas dagegen gehabt hätte, nein. Sie hätte alle bewirtet, die er gern eingeladen hätte; sie hätte eine Kuh geschlachtet, um sie opulent zu verköstigen, oder Stunden in der Küche zugebracht, um für sie zu kochen. Aber dafür hatte sie keine Zeit. Auch hatten seine Kinder, erkannte er, durch eine Art Ausschlussverfahren, durch eine schematische Richtschnur von Das-ist-nicht-gut-für-dich und Das-brauchst-du, seinen Lebensstil verändert und ihm eine Reihe sanfter Einschränkungen auferlegt, ihm die Notwendigkeit eingeprägt, seine Übungen am Vormittag zu machen, am Nachmittag spazieren zu gehen und seine Medikamente regelmäßig einzunehmen. Und als er sich endlich an all das gewöhnt und seine Enkel Sheherezade und Cantar sehr lieb gewonnen hatte, beschloss Zeinab, eine Hälfte ihres Hauses abzureißen und die andere zu bewohnen. Die Haushälfte lag in kürzester Zeit in Schutt und Trümmern. Wiederum wurde er verlegt – diesmal ins Haus seines Sohnes Mursal.

Es ließ sich nicht abstreiten, dass Mursals Ehe mit einer ausländischen Frau seiner Bewegungsfreiheit und den Besuchen von Freunden bis nach Mitternacht weitere Einschränkungen auferlegte. Niemand wagte an die Haustür zu klopfen, an der Tür zum Wohnzimmer unangekündigt die Schuhe abzustreifen und Deeri-

ye in eines jener ausufernden Gespräche über Staatsangelegenheiten oder Kommunalpolitik zu verwickeln. Wohl gemerkt, Natasha oder Mursal sagten nie, seine Freunde und andere wären nicht willkommen. Tatsächlich widmete Natasha, sofern das möglich war, jedem Schritt oder Vorschlag von ihm größere Aufmerksamkeit. Sie wusch ihn ein- oder zweimal; sie gab zu verstehen, dass sie ihm in keinsten Weise Einschränkungen auferlegen wolle, beteuerte das auch zu wiederholten Malen. Er antwortete, er habe es gehört und glaube ihr. Hatte er sich zu beklagen? Nicht über seinen Sohn, seine Schwiegertochter und seinen Enkel – ein wunderbarer, intelligenter Elfjähriger –, aber er mochte die Nachbarschaft nicht. Er wäre lieber bei Zeinab als bei Mursal gewesen.

Bei Mursal und Natasha allerdings fiel nichts, was er ihnen in ernstem oder leichtfertigen Ton sagte, je unter den Tisch. In dem Augenblick, in dem er eine kurze Bemerkung, zu welcher Angelegenheit auch immer, machte, wurde etwas unternommen. Jemand oder etwas, das ihn aufregte, wurde sofort entfernt. Als er bei Zeinab wohnte, beaufsichtigte sie seine Mahlzeiten, wechselte seine Bettwäsche, half ihm durch schwierige Stunden und saß, wenn notwendig, die ganze Nacht bei ihm, um ihm vorzulesen, mit ihm über die Dinge zu sprechen, die ihn interessierten, oder Karten zu spielen. Es mangelte ihm nie an Gesellschaft, wenn er nicht in einem Gefängnis saß. Nie fehlte ihm bei der Erläuterung seiner Gedanken, der Darlegung irgendeiner Theorie, die sein Denken beschäftigte, ein Zuhörer. Auf seinen Spaziergängen kamen manchmal völlig Fremde, junge Männer oder Frauen, zu ihm, gingen ein Stück Wegs mit, plauderten mit ihm und zeigten, wie sehr sie seine Zivilcourage bewunderten – da er womöglich der einzige ihnen bekannte Mann war, der für seine Grundsätze zu sterben bereit war, der einzige Mann, der Mut genug besaß, nacktem Terror, brutaler Gewalt oder Ungerechtigkeit entgegenzutreten und die Stirn zu bieten, der einzige Mann, der standhaft eher an eine nationale als an so etwas Triviales wie clanorientierte Politik glaubte. Sie stellten sich ihm vor, jene jungen Männer oder Frauen, und manche versuchten, ihn gegen seinen Willen in eine leidenschaftliche Diskussion zu verwickeln, andere schritten an seiner Seite, bekundeten Ehrerbietung, indem sie in seiner Gegenwart schwiegen, gin-

gen etwa eine halbe Stunde mit ihm, als würden sie helfen, ihn aus einem gefährlichen Gebiet zu lotsen, und wenn sie einen belebteren Kreisverkehr oder eine Straße erreichten, verließen sie ihn und gingen ihrer Wege.

Und nun, da das Schicksal ihn der Obhut von Mursal und Natasha anvertraut hatte? Er war nicht unglücklich. Schließlich war er nur ein menschliches Wesen, das es immer wieder schaffte, eine beträchtliche Strecke zurückzulegen, das dachte, es habe etwas erreicht, bis er sich nicht länger der Einsicht verschließen konnte, dass das Seil, das ihn an den Pflock band, nicht nachgeben, auch nicht reißen oder brechen würde. Selbstverständlich war er seiner Schwiegertochter dankbar, die sich große Mühe gab, ihn glücklich zu machen – ihn, wenn er es wollte, überallhin fuhr, in dem Augenblick, da sie von der Arbeit heimkehrte, in sein Zimmer kam, um ihn zu fragen, ob etwas fehle, und ihn nie ohne ein Glas gekochter Milch und ein Glas kalten Wassers am Bett einschlafen ließ. Alle paar Tage wurde seine Bettwäsche gewechselt; Hemden, Sarongs und alle Kleidungsstücke, mit denen sich ein Mann seines Alters und seines Milieus gern ausstaffierte, wurden zum Waschen gegeben und warm und gebügelt wiedergebracht. Er war Natasha für alles dankbar, was sie für ihn getan hatte. Und Mursal?

Mursal war Deeriyes zweiter Sohn (der erste war im Alter von drei Jahren gestorben), 1943 geboren, als sein Vater anderthalb Jahre aus dem Gefängnis heraus war. Die Briten hatten im vormals italienischen Somalia alle politischen Gefangenen freigelassen. Deeriye und sein Freund Rooble gehörten dazu, obwohl Deeriye später wieder inhaftiert wurde. Mursal war ein gesundes Kind, intelligent, in allem gut, wenn er die Möglichkeit dazu erhielt; er rannte schnell wie sein Vater und hatte im zarten Alter von fünf-einhalb ein Minigedicht zum Lob seiner Mutter verfasst. Körperlich geriet er nach seiner Mutter; seine Hände waren so klein wie ihre, stark und entschlossen. Geistig geriet er nach seinem Vater; er war sehr wissbegierig, und in seinen Augen glitzerte eine außergewöhnliche Intelligenz. Als kleiner Junge war er lieber mit seinem Vater als mit seiner Mutter zusammen, das Händchen taub und feucht im festen Griff der schwitzenden großen Hände. Die Märchen und Sagen, die ihm sein Vater erzählte, hörte er gern, mochte

es aber nicht, mit ihm zu politischen Versammlungen zu gehen, die er sehr langweilig fand. Deeriye, der im Gefängnis Arabisch und Italienisch lesen und schreiben gelernt hatte, brachte seinem Sohn bei, was er aufgeschnappt hatte, teilte ihm einige Erfahrungen aus der Haft mit – allerdings behutsam, um das Gemüt des Kindes nicht zu entmutigen oder zu ermutigen und ihm keine Vorurteile gegen das politische Leben einzuimpfen. Als die Italiener mit der Verwaltung des UN-Mandatsgebiets Somalia betraut wurden und zurückkehrten, wurde Deeriye erneut ins Gefängnis geworfen. Mursal half seiner Mutter, Deeriyes Briefe an sie zu lesen und zu beantworten. Etwa ein Jahr später überraschte er sie mit der Erklärung, er möchte, wenn er erwachsen sei, Rechtsanwalt werden und seinen Vater und andere politische Gefangene verteidigen – gratis! Als Mursal die Hochschulreife erlangte, stellte er aber fest – obwohl er immer noch Interesse an der Anwaltsausbildung hatte –, dass sein Interesse mehr in der Forschung lag als im Abhalten von Gerichtsverfahren oder in der Verteidigung der Staatsverfassung. Nun war er nach seiner Doktorarbeit über die politische Bedeutung des Korans in einem islamischen Staat Juraprofessor an der Nationaluniversität von Somalia in Mogadischu geworden.

Mursal und Deeriye fanden großen Gefallen aneinander; sie fanden ihr Zusammensein anregend, erleuchtend; mal lehrte der Sohn den Vater etwas, mal lernte er etwas vom Vater, mal war es umgekehrt. In der letzten Nacht zum Beispiel hatten sie bis in die frühen Morgenstunden miteinander geredet, wobei ihr Gespräch keiner vorgegebenen Ordnung oder Logik folgte. Sie diskutierten fesselnd und zugleich zweischneidig über die Innenpolitik, sprangen von einem theologischen Thema zu einem ohne jeden politischen oder religiösen Tiefgang, dann zu etwas Naheliegenderem wie dem Begriff der *lex talionis* und was dieser in einem modernen islamischen Staat bedeutete, redeten über das politische Chaos, die politische Gewalt und fragten sich, ob und wie eine alternative politische Organisation einen Wandel herbeiführen könne. Ihr Gespräch hatte etwas Forschendes. Weder Mursal noch Deeriye wollten sich festlegen. Sie erkundeten Überlegungen, als wären sie Behältnisse, in denen wertvolle Gegenstände verloren gegangen waren; keiner beharrte weiter auf einem Argument, als das nachgiebi-

ge Verständnis der *bonne etiquette* es zuließ, keiner zwang dem anderen eine Ansicht auf. Eine Überlegung erinnerte sie an eine andere. Ein Thema brachte ein zweites oder drittes hervor, ungeheuerlich und unerwartet weit vom Zentrum ihrer Überlegungen entfernt, abseits vom Kern ihrer Unterhaltung. So sprachen sie von Omer Ibn Khattab, dem zweiten Kalifen, der von einem Wahnsinnigen ermordet worden war; sie sprachen vom dritten Kalifen, Othman Ibn Affan, der in seiner Residenz belagert, als Geisel genommen und getötet worden war; von Ali Ibn Ali Talib, der auch ermordet worden war; von der verwirrten Lage, die dazu geführt hatte, dass Muawija auf Grund seiner Blutsverwandtschaft mit dem Propheten selbst Anspruch auf das Kalifat erhoben hatte. Kurzum, sie sprachen von Machtpolitik, politisch motivierten Mordanschlägen, staatlicher und traditioneller Politik. Irgendwann hob Deeriye die Hand und tat damit kund, dass er die Unterhaltung nicht fortsetzen wollte, da sein Sohn ihn fragte, ob er den Einsatz von Gewalt erwägen oder rechtfertigen würde, wenn ein ihm nahe stehender Mensch darin verwickelt sei. Deeriye war nicht schockiert, nicht bestürzt. Aber er hatte Mursal gefragt: »Du bist an einem politischen Umsturz beteiligt, nicht wahr?«

»Ich habe gesagt, wenn ...«, hatte sich Mursal gewunden.

»Oder vielleicht Mahad?«

»Wie kommst du auf Mahad?«

»Ja oder nein?«

»Ich habe gesagt, wenn ...«

»Ich will eine klare Antwort, Mursal. Hast du oder hat Mahad damit etwas zu tun?«

»Die Frage ist, Vater, ob es juristisch sinnvoll ist, eine logische Verknüpfung zwischen den Aspekten der traditionellen, das heißt privaten, und der staatlichen, das heißt öffentlichen, Rechtspraxis zu suchen; und wenn wir herausfinden, dass es eine gibt, sollen wir dann ein Amalgam ausarbeiten, das letztlich die gleiche Durchsetzungskraft hat?«

»Ich verstehe kein Wort von dem, was du sagst«, hatte Deeriye erwidert.

»Sieh mal, du stimmst mir doch zu – nicht wahr? –, dass die traditionelle Rechtsprechung eine private ist, insofern die Bekannten

und Verwandten der geschädigten Person, damit die Familie oder der Clan nicht entehrt wird, das als *lex talionis* bekannte Rechtssystem anwenden: Auge um Auge, Zahn um Zahn und dergleichen. Richtig?«

»Fahre fort.«

»Die öffentliche Rechtsprechung fußt auf einem alle einschließenden Rechtsbegriff. Die Familie des Opfers braucht sich um die Vollstreckung der Rache nicht zu kümmern, braucht sich nicht darum zu sorgen, ob sie hundert Kamele oder so als Blutgeld für den getöteten Verwandten oder fünfzig Kamele für eine Clanangehörige erhält, denn niemand würde sie beschuldigen, die Milch des Blutzolls anstatt des Bluts des Menschen zu trinken, der ihren Verwandten umgebracht hat. Die öffentliche Rechtsprechung beruht auf dem Einverständnis der Gemeinschaft, deren Vertrauen in die öffentliche Justiz, daher in die Verfassung. Der Staat agiert hier als der Unparteiische, der Staat, der dieses Einverständnis repräsentiert oder das, was wir die Verfassung nennen mögen.«

»Sag mir, Mursal ...«

»Bevor ich es dir sage ... lass mich ausreden.«

»Aber du hast nie ausgedet – ich kenne dich –, nicht, sobald du einmal so zu reden anfängst und dich in der Rhetorik und dem Kauderwelsch der Jurisprudenz versteckst.«

»Nur zwei Punkte. Sag mir, Vater, was verbindest du mit den Namen Muawija und Yazid?«

»Ist das Punkt eins?«

»Punkt eins. Yazid und Muawija«, wiederholte er und wollte nicht weiterreden, bevor Deeriye nicht geantwortet hätte.

»Den ersten mit der Usurpation des Kalifats, jedenfalls einigen islamischen Historikern zufolge, ich meine entsprechend der schiitischen Auslegung der Ereignisse, wie wir sie kennen; den zweiten mit Tyrannei, Yazid meine ich.«

»*Yazid. Den Namen kannst du noch einmal sagen!*«

Es trat eine kurze Stille ein, in der beide leise den Namen Yazid aussprachen, wobei Deeriye aufgeschreckt aussah, als er die Bedeutung begriff, die historische Verbindung, die jeder Somali bei einem Spiel mit diesem Namen ziehen würde.

»Mein zweiter, aber wesentlichster Punkt ist einfach der: Hat

der Staat in Somalia, wie wir ihn kennen, eine Grundlage im traditionellen somalischen Denken? Hat das Regime im heutigen Somalia eine islamische Legitimität?«

Eine weitere Stille, in der keiner der beiden den anderen zur Rede stellte. Deeriye war zum ersten Mal seit Jahren vor seiner eigenen Reaktion bange; er hatte Angst, Angst zu bekommen; Angst davor, seine eigene Maxime zu widerlegen, dass der einen Menschen bildende Geist die Politik ist. Doch war es entschieden anders, nicht wahr, wenn jemand selbst beteiligt war – und nicht der eigene Sohn oder ein geliebter Mensch. Er selbst kannte die Gefahren, konnte die verminten Gebiete umgehen, konnte sich einen Weg in die Sicherheit bahnen und umso reicher an Erfahrung daraus hervorkommen. Dann fiel Deeriye ein anderes Gespräch ein, das die beiden kürzlich geführt hatten; er erinnerte sich daran, dass Mursal ihn nach seiner Meinung zur Gewalt gefragt hatte. Bei der Gelegenheit waren sie nicht allein gewesen. Mahad war zum Essen gekommen; Natasha und Samawade waren auch zugegen gewesen. Deeriye hatte im Ton des Selbsttadels geantwortet, dass er nie zu Gewalt greifen würde, um ein tyrannisches Regime zu stürzen – er jedenfalls nicht. Jedoch, hatte er hinzugefügt, könne er sich vorstellen, rein theoretisch gesprochen, ein Denken zu rechtfertigen, das sich ganz allgemein in Richtung Gewalt orientiere. Wie immer gelang es ihm irgendwie, das Gespräch elegant zu Ende zu bringen. Bei jener Gelegenheit hatte er das mit einer leichten Bewegung der Hand und des Kopfes erreicht und weise den Vorteil ausgenutzt, den das Alter ihm zubilligte, indem er Müdigkeit vorschützte; er riss die Kiefer in einem unnötig lauten Gähnen auf, und alle bis auf Mursal verschwanden augenblicklich. Mursal war darauf erpicht, dazubleiben, bereit weiterzureden, bis er die Nacht und seinen Vater durch Erschöpfung auf die Matte geworfen hatte. Doch warum hatte er darauf bestanden, zum Thema Gewalt, politische Gewalt gehört zu werden? Warum war Mahad in Mursals Arbeitszimmer gegangen und hatte Mukhtaar gerufen, damit die beiden auf Mursal warten und inzwischen miteinander reden konnten? Was führten die drei im Schilde? Oder eher, was hatten die vier vor? Denn es gab einen *vierten*, einen Mann so geheimnisvoll wie seine Stimme. Deeriye wagte nie, diese Fragen zu stellen. Und aus gutem Grund.